

klassische Bild des Geizigen, der auf seinem Schatz hockt, hinausgehen, zurück zu den patristischen und biblischen Quellen. Mit dieser Ausrüstung jedoch könnte sie der Marx'schen Wirtschaftsphilosophie gegenüber treten. Marx' Analyse ihrerseits könnte hier vielleicht

am fruchtbarsten in die christliche einmünden; sie würde im modernen Geist die Worte des hl. Augustinus ergänzen: „Du hast Gott verlassen, um dich selbst zu lieben, und indem du das Geld liebtest, hast du schließlich dich selber verloren“.

Aus der ökumenischen Bewegung

Zur Reform des evangelischen Gottesdienstes

Aus der Entwicklung des ökumenischen Problems, worüber die Herder-Korrespondenz laufend berichtet hat, wird zunehmend deutlich, daß die Frage nach der Lehre und Praxis des sakramentalen Lebens eine Schlüsselstellung innehat. Von diesem Gesichtspunkt aus behandelt ein Theologe der protestantischen amerikanischen Episkopalkirche, Cyrill C. Richardson, in der ökumenischen Zeitschrift „Christendom“ (Jg. 1947, H. 4) Möglichkeiten einer praktischen Annäherung im gottesdienstlichen Leben der Kirchen, die sich ergeben, wenn man sich auf Wesen und Geschichte des christlichen Gottesdienstes zurückbesinnt. Seine Ausführungen sind auch für den Katholiken voller Anregung, weil sie den Wert unserer Liturgie und gewisse Voraussetzungen ihrer persönlichen Aneignung neu in Erinnerung rufen.

Richardson behandelt zunächst das Verhältnis von Form und Freiheit im Gottesdienst. Der Gottesdienst muß an eine Form gebunden sein, weil die Gemeinschaft nur vermittels konstanter und gewohnter Formen aktiv werden kann. Richtig bemerkt der Verfasser, daß ein allzu häufiger Wechsel der Form den Gottesdienst aus einer Gelegenheit zum Gebet in eine Leseübung verwandeln könnte. Nur die feste Form wahrt das Bewußtsein der Tradition und verhindert enthusiastische Entgleisungen. Aber man muß besorgt sein, daß das Beten „relevant für unsere Zeit“ bleibe. Wir brauchen deshalb ein gewisses Maß freien Gebetes innerhalb des gemeinschaftlichen Gottesdienstes, und das ist nichts weiter als eine urchristliche Selbstverständlichkeit, die uns in 1. Kor. 14, 26 ebenso wie in der Didache bezeugt wird.

Von großer Bedeutung wäre es, wenn die nun folgenden Ausführungen Richardsons über das heilige Abendmahl aufmerksam erwogen würden. Er sagt, man solle bedenken, daß die Eucharistie durch fünfzehn Jahrhunderte das eigentliche Zentrum des Gottesdienstes in der christlichen Kirche war und auch noch von den Reformatoren so betrachtet wurde, daß Calvin noch die Trennung von Wort und Sakrament „eine korrupte Praxis“ nannte. Wenn die Entwicklung der reformierten Kirchen dennoch zu dieser Trennung führte, lagen die Wurzeln dafür schon im mittelalterlichen Katholizismus, sofern er die Kommunion vernachlässigte und die Teilnahme der Laien an der heiligen Messe erschaffen ließ. Man empfand es deshalb nach der Reformation nicht mehr als etwas Entscheidendes, daß der Sonntagsgottesdienst allmählich in eine „missa sicca“ verwandelt wurde; denn das ist die evangelische Sonntagsliturgie. Natürlich hatte ihre Entstehung auch andere Gründe. Einer davon ist die Überzeugung,

daß das sakramentale Geschehen nur eine Verdoppelung dessen darstellt, was schon durch die Verkündigung und Annahme des Wortes geschieht. Ein Wiederaufleben der Eucharistie im Mittelpunkt des Gottesdienstes würde ein gewaltiger Schritt zur Einheit hin sein.

Was nun die Gestalt des eucharistischen Kultes betrifft, ist Richardson der Ansicht, daß seine Beziehung zur Auferstehung gegenüber der einseitigen Beziehung zum Leiden Christi in den Vordergrund treten müßte. Letztere werde sowohl vom Protestantismus wie von der römischen Liturgie überbetont, während die ostkirchlichen Liturgien die ursprüngliche Auffassung gewahrt hätten. Die Urkirche habe das Abendmahl als messianisches Herrnmahl, als eine Vorwegnahme des himmlischen Mahles verstanden und die Freude mehr betont als das Opfer. Ihr Tenor sei vom Benedictus mehr bestimmt worden als vom Agnus Dei. Es sei deshalb nicht sinngemäß, den Gottesdienst mit einem Sündenbekenntnis zu beginnen. Am Beginn sollte der Christ sich der Gegenwart Gottes freuen und sich zu ihm in Lob und Anbetung erheben, wie es ursprünglich auch geschah. Das Confiteor gehört in die private Vorbereitung des Priesters, während es im Gottesdienst seinen Platz unmittelbar vor der heiligen Kommunion hat.

Eine wichtige Frage der Gestaltung des Gottesdienstes betrifft dann ferner das Verhältnis zwischen reflexiv-betrachtendem und objektiv-aktivem Beten. Das erstere hat der Protestantismus im Gottesdienst fast bis zur Alleinherrschaft übertrieben, wiewohl es auch in der römischen und besonders in der gallikanischen und mozarabischen Liturgie vorkommt. Die Gebete der Palmweihe zum Beispiel „beschreiben dem Herrgott den Symbolismus, der in Wirklichkeit dazu da ist, die Gemeinschaft zu belehren“. Mit anderen Worten: zu viele solcher Gebete würden den Unterschied zwischen Gebet und Homilie verwischen, die Liturgie zu einem Lehrmittel machen und den Gottesdienst zu einer Sonntagsschule. Der Priester wird zum Lehrer. Interessant ist in diesem Zusammenhang Richardsons Bemerkung über die liturgische Kleidung. Der evangelische Geistliche trägt das Gewand des Professors, der katholische das der Freude. Aber die Gerechtigkeit gebietet festzustellen, daß der lehrhafte Charakter des evangelischen Gottesdienstes ebenfalls mitbestimmt wurde durch die moralisierende und lehrhafte Art der vorreformatorischen Volksgebetbücher. Es ist nun an der Zeit, dem Volk das Recht zum Mithandeln wiederzugeben. Die Kirche muß aufhören, ein Auditorium zu sein, und die Teilnahme des Volkes darf nicht auf Schweigen und Hören, auch nicht auf Sprechen und Singen beschränkt bleiben. Der Mensch will nicht nur mit dem Intellekt anbeten. Seine tiefsten Bewegungen haben ihren Ursprung

in einer tieferen Seelenlage und verlangen nach einem Ausdruck sämtlicher Sinne. Er will betend sehen, schauen, riechen und tasten. Er will im Gottesdienst auch handeln.

Deshalb muß eine andere Form des sonntäglichen Vormittagsgottesdienstes gefunden werden, wofür Richardson Vorschläge macht. In einer Vorbemerkung sagt er, daß selbstverständlich dem Volk der Sinn der Handlungen nicht nur erklärt werden, sondern daß es auch angeleitet werden müsse, die Beziehungen zwischen den heiligen Handlungen und seinem persönlichen Anliegen herzustellen, worin er die Aufgabe der Predigt während des Gottesdienstes sieht. Außerdem muß der Gottesdienst dem Laien gewisse Handlungen übertragen, die symbolische Kraft haben. Richardson erinnert an die Kraft, die dem Gang zur Bußbank oder dem heiligen aktiven Schweigen innewohnt, wie es in den Gottesdiensten mancher Sekten gepflegt wird. Was er meint, erläutert er am Beispiel des Friedenskusses. Dieser ist ein Symbol für das, was allem Christentum als höchster Sinn des Gottesdienstes und des Lebens vorschwebt: Lieben und Geliebtwerden. Im Gottesdienst sollte also der Friedenskuß dem Teilnehmer diese Liebe auf die eindrucksvollste Art nahebringen. Nach voraufgehender Ermahnung und Prüfung sollte er zwischen allen Gläubigen ausgetauscht werden, aber nicht in der für uns nicht mehr natürlichen Form des Kusses, sondern in derjenigen des Händedruckes.

Richardson schildert den Verlauf des Gottesdienstes, den er im Sinn hat. In einem modernen, einfachen aber sakralen, freudig getönten Raum versammelt sich die Gemeinde von ungefähr hundert Personen um den Altartisch als Mittelpunkt. Der Pfarrer amtiert hinter demselben, das Gesicht den Gläubigen zugewendet. Der Altar ist ein Tisch, denn es wird ein Festmahl gehalten, aber er ist auch Altar, denn das heilige Mahl schließt das Opfer ein. Im Hintergrund ist ein großes Kreuz oder ein Fresko oder Mosaik des Auferstandenen an der Wand oder eine Darstellung des Abendmahles als Sinnbild für den zeitlosen und himmlischen Charakter dessen, was nun in einem geschichtlichen Augenblick hier geschehen wird.

Der Gottesdienst beginnt mit einem frohen Eingangslied, das den alten *Introitus* ersetzt. Das folgende Eröffnungsgebet wird durch den Gruß des Geistlichen und die Antwort der Gemeinde eingeleitet, im Schweigen fortgesetzt und durch eine Kollekte abgeschlossen. Das Eröffnungsgebet sollte frei sein und unter Bezugnahme auf den Tagescharakter die Gläubigen einladen, schweigend mit Gott zu sprechen, während die Kollekte nicht weitschweifig wiederholen, sondern kurz und stilisiert das Gebet aller zusammenfassen müßte.

Dann sollten drei Lesungen folgen, jeweils unterbrochen durch Psalmen- oder Hymnengesänge. Eine Lesung aus dem Alten Testament oder den Episteln, eine aus der modernen oder älteren religiösen Literatur, eine aus dem Evangelium. Wenn Richardson empfiehlt, eine nicht kanonische Lesung aufzunehmen, denkt er daran, daß dies ja nichts anderes sein würde, als was die ersten Christen taten, wenn sie das Neue Testament lasen, das damals noch nicht kanonisiert war. Man hörte in solchen Lesungen und würde wieder hören die Stimme und das Glaubenszeugnis der fortlebenden Kirche.

An das Evangelium mit der Predigt schließen sich drei oder vier Fürbitten in der Form der Eingangsgebete an.

Ihre Themen sollten präzisiert sein und je nach dem Anlaß wechseln. Auf die Fürbitten folgt der Friedenskuß und die Opferung, wobei die Gläubigen ihre Gaben zum Altar tragen könnten! Gaben: Geld, besser aber, weil von tieferer psychischer Eindrucks macht, wenigstens an besonderen Tagen und Festen, Gaben in natura: Kleider, Lebensmittel, Spielzeug, Blumen usw. Die einzelnen Sonntage sollten den einzelnen Bedürfnissen der Caritas gewidmet werden, alle Not der Welt im Gottesdienst ihren Widerhall finden. Wenn der Altar dann mit den Gaben beladen ist (cumulare!), legt der Priester die Hände darauf und beginnt mit der Konsekration, die durch das *Sursum corda* und das *Sanctus* eingeleitet wird. Dann setzt er das Konsekrationsgebet in freier Weise fort. Es wird vier Hauptgedanken verfolgen: Lob und Dank für Schöpfung und Erlösung, symbolisiert in den Opfergaben, Bezugnahme auf das letzte Abendmahl, Hingabe der Opfer, versinnbildet in der Konsekration von Brot und Wein, schließlich den Gedanken unserer Selbsthingabe in Vereinigung mit dem Opfer des Erlösers. Sodann folgt die Herabrufung des Heiligen Geistes über die Opferelemente (Epiklese) unter Bezugnahme auf die freudige Gewißheit der Auferstehung und Gegenwart des Erlösers als Opfer und Mittelpunkt des Herrnmahles. Es wird der allumspannenden Kirche gedacht; was die konkrete Gemeinde vollzieht, geschieht ja in Vereinigung mit dem mystischen Leibe Christi. Das Gebet schließt mit einer Doxologie, die die Gemeinde gibt ihr Amen. Dann werden ein kurzes, einfach vertontes *Gloria* und *Benedictus* gesungen.

Eine kurze Einladung zur *Confessio* in der Stille mit folgender Absolution leitet die Kommunion ein. Für diese kommen uralte Formeln in Anwendung: „Das Brot des Himmels in Christus Jesus“, „der Becher des Lebens in Christus Jesus“. Die Kommunikanten respondieren: „Amen“. Amen bedeutet im christlichen Sinne die Bezeugung des Glaubens, daß die Verheißungen Gottes in Christus erfüllt sind, im Gegensatz zum jüdischen Gebrauch im Sinne der Hoffnung auf die zukünftige Erfüllung.

Der Gottesdienst schließt mit betonter Kürze; denn er setzt sich durch das Leben hin fort. Ein kurzes Dankgebet und ein Ausgangslied machen den Schluß. Was den Segen betrifft, spricht vieles dafür, ihn der Kommunion voraufgehen zu lassen. Die Urkirche empfand es als einen Widerspruch gegen die Steigerung des Geschehens im Gottesdienst, einen Segen zu empfangen, nachdem man das ewige Leben im heiligen Mahl erhalten hatte. Auf jeden Fall sollte ein Allerlei von Fürbitten und Andachten nach der Kommunion vermieden werden.

Der Gottesdienst in dieser Gestalt wird einer Reihe aufeinander bezogener Grundsätze gerecht: Freiheit und Form, Aktivität und Passivität, kommendes und gegenwärtiges Himmelreich, alte Überlieferung und Zeitnähe, irdische Gemeinschaft und ewiges Leben sind aufeinander abgestimmt. Die Feier dauert etwa eine Stunde. Sie muß kurz und gedrängt, gegenwartsbezogen und vom Atem der Geschichte der Christenheit und der Ewigkeit durchweht sein. Sie muß Gebet, Lehre, Ermunterung und Fürbitte vereinigen und zu einer tiefen Erfahrung der Bedeutung heiligen Handelns führen. Die Gemeinschaft soll ihre aktive Rolle spielen. Gebet, Schweigen, Gesang und Tun werden nach den Gesetzen der überkommenen Liturgie und der neueren Psychologie vereinigt und der unglückliche Einfluß des späten Mittelalters auf die Liturgie wird ausgemerzt.